

Bananen und Macht in Lateinamerika

In jungen Jahren war Mario Vargas Llosa Journalist. Wer seinen neuen Roman «Harte Jahre» liest, merkt, dass er zu seinen Wurzeln zurückkehrt.

Helko Strech

Mit den eigenen blutigen Erfahrungen in Lateinamerika im Kopf zögert man, diesen Roman aufzuschlagen. Denn als meine Frau Marlies und ich 1970 journalistisch in Guatemala unterwegs waren, wurde während unseres Aufenthalts bei Freunden der deutsche Botschafter Graf Sprei auf offener Strasse erschossen. Später kriegte ich mal in Kolumbien bei einem Überfall einen Dolch in den Bauch und habe knapp überlebt. Wenn Schweizer Ärzte die Narbe auf meinem Bauch sehen, fragen sie immer: Wer hat Sie denn da operiert? Die Gewalt in Lateinamerika bleibt unverändert fürchterlich – und der Peruaner Mario Vargas Llosa ist da ein Fachmann.

«Warum ist die Banane krumm?» lautet ein Kindervers. Wegen der «krummen» Geschäfte der amerikanischen United Fruit Company? Das wohl nicht. Aber ihre kriminellen Praktiken haben für die Länder Mittelamerikas wie Honduras, Panama oder Guatemala den Begriff «Bananenrepublik» hervorgebracht. Wie niedlich übrigens die berühmte Marke «Chiquita» – «kleines Mädchen»!

Der peruanische Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa, 83, hat die Geschichte Guatemalas gründlich recherchiert und in seinem neuen Roman «Harte Jahre» verarbeitet – in einer spannungsvollen Mischung von Fakten und Fiktion. Es schüttelt einen richtig durch, wenn man diesen guatemalteckischen Musterfall einer Bananenrepublik nacherlebt bei der Lektüre: die krakenhafte «Ummarmung» eines kleinen, armen Landes durch einen internationalen Grosskonzern mit seinem Fremdkapital, ohne Steuerpflicht, aber mit Arbeiter-Ausbeutung – samt der Kungelei mit der «Elite» des Landes, also Unternehmern und hohen Militärs. Generäle putschten sich überall in Lateinamerika an die Spitze von «Hybridregimen», also formalen Demokratien als eigentlichen Diktaturen.

Romancier Llosa fokussiert auf einen Ausnahme-Oberst-Präsidenten der Jahre 1950 bis 1954: Jacobo Arbenz Guzman, Vater Schweizer, Mutter Guatemaltekin. Er trat ein für Land-



«La Gloriosa Victoria» ist ein Gemälde von Diego Rivera aus dem Jahr 1954. Es zeigt den Staatsstreich, um Präsident Jacobo Arbenz zu stürzen. Bild: Wikimedia

und Sozialreformen. «Sozial» – bereits ein Reizwort im Kalten Krieg! Präsident Eisenhower, sein Aussenminister John Foster Dulles und dessen Bruder Allan als CIA-Chef – beide früher United-Fruit-Anwälte! – taten sich mit guatemalteckischen Gegnern des «Kommunisten» Arbenz zusammen. Oberst Carlos Castillo Armas stürzt den Kameraden Oberst Arbenz, macht als Präsident dessen Reformen rückgängig. 1957 wird Castillo ermordet. Immerhin. Doch Guatemala bleibt Hybridregime. Bis heute.

Warum soll ich denn diesen Geschichtsstoff auch bei Llosa lesen? Darum: weil Llosa einerseits historisch exakt und gleichzeitig filmisch anschaulich die Charaktere der Macht-Männer, ihre mittelamerikanische Aussenwelt und machtypische Innenwelt erfasst. Aufs Konto des Romanziers gehen natürlich die ausgefeilten Dialoge zwischen den Protagonisten,

die nicht «wahr» sind, aber wahr-scheinlich, gemäss ihren bekannten Charaktereigenschaften. Angeekelt-fasziniert blicken wir in die schwarzen Seelen all dieser machtgeilen Obersten und rasch wechselnden Präsidenten, die von einem Militärputsch hoch- und vom nächsten wieder weggespült werden. Gewalt herrscht überall im «Land des ewigen Frühlings». So übrigens das Staatsmotto Guatemalas.

Zeitgeschichte verdichtet Llosa einprägsam zu Romanzeit. Schockiert nehmen wir teil an den (Un-)Taten der Protagonisten, ihren Intrigen und Gegen-Intrigen – um Bananenhandel plus Mord und Tod.

Der Vergleich mit Bolsonaro, Maduro und Ortega

Als Höhepunkt gestaltet Llosa die Auseinandersetzung zwischen Reformier Arbenz und dem amerikanischen Botschafter John Emil Peurifoy, mächtiger

als der Präsident Guatemalas. Geradezu verzweifelt sucht Arbenz dem amerikanischen Diplomaten klarzumachen, dass er ja nichts anderes wolle als eine Demokratie mit Gewaltenteilung und Sozialreformen – von den bananenrepublikanischen Caudillos stets rüde missachtet. Doch die US-Regierung und United Fruit haben Peurifoy auf Harthörigkeit trainiert: Der Sozialreformer Arbenz ist ein Kommunist und muss weg.

Immerhin hat man ihn nicht umgebracht. 1971 starb er verarmt in Mexiko. Zu Fall gebracht hat ihn neben der politisch-militärischen auch die Mediengewalt aus den USA und den Caudillo-Staaten rund um Guatemala. Llosa zitiert aus dem Buch «Propaganda» des amerikanischen PR-Mannes für die United Fruit, Edward L. Bernays: «In einer demokratischen Gesellschaft ist die bewusste und intelligente Manipulation der for-

mierten Gewohnheiten und Meinungen der Massen ein wesentliches Element. Diejenigen, die diesen verborgenen Mechanismus steuern, bilden eine unsichtbare Regierung, sie ist die wahre Macht in unserem Land...»

Llosa spricht von Guatemalas Geschichte und zielt auf ganz Lateinamerika bis heute. Da sind noch immer die Caudillos los. In Chile putschte Pinochet CIA-gesteuert gegen Allende, gefolgt von dessen Suizid 1973. Heute haben wir Bolsonaro, Maduro, Ortega...



Mario Vargas Llosa, «Harte Jahre», Suhrkamp, Berlin 2020, 411 Seiten.

Dank der Musik in der Spur geblieben

Die Schwyzer Sängerin Caroline Chevin meldet sich nach einem Schicksalsschlag mit einem neuen Album zurück.

Herzlich willkommen auf dem Roadtrip durchs Leben. Einsteigen, angurten, los geht's. Geniessen Sie die Fahrt. Oder auf Englisch: «Enjoy The Ride». So heisst das neue Album von Caroline Chevin. Lange tuckerte ihre Lebensfahrt recht zielstrebig nach oben, zum musikalischen Erfolg kam das private Glück. Heirat, Auswandern, Kinderkriegen. Die Musik wurde zum Nebensträsschen. Nie ganz vergessen, aber auch nicht mehr die Hauptsache. Dann folgte die Sturzfahrt ins Bodenlose: Chevins Mann gab seinen Kampf gegen die Depressionen auf und schied freiwillig aus dem Leben.

Mit einer guten Portion Lebensmut und vielen Freunden schaffte es Chevin, nicht von der Fahrbahn abzukommen. Sie kehrte zurück von Neuseeland an den Vierwaldstättersee und versuchte, wieder in der Normalität anzukommen. Geholfen hat ihr auch die Musik. Das Nebensträsschen half Chevin, auf

ihrem Weg zu bleiben. Songs schreiben, aufnehmen, Konzerte spielen. «Musik heilt viele Wunden», sagt sie.

Kein Weltschmerz-Platte, sondern ein schönes Pop-Album

Im vergangenen Herbst meldete sich die Luzernerin zurück. Veröffentlichte eine Single, «50-50», spielte ein paar Konzerte, gleiste ein Album-Release auf. Der Wagen tuckerte wieder nach oben. Und jetzt, wo das Album veröffentlicht wird und die Tour eigentlich starten sollte, wo das musikalische Roadtrip-Mobil so richtig Fahrt aufnehmen könnte, zieht das Coronavirus die Handbremse. «Das war zuerst sicherlich ein grosser Schock. Aber zum Glück hab ich mich schnell davon erholt, und ich lass jetzt einfach alles passieren», sagt Chevin. «Ich probiere meinen Job so gut und im Moment so einfühlsam wie möglich zu machen und, wer weiss, vielleicht freuen sich die Leute gerade



Sängerin Caroline Chevin, 45: Und dann geht wieder die Sonne auf.

Bild: Kathamusik

wegen dieser Zeiten über etwas Abwechslung und Hoffnung.»

Diese positive Grundhaltung hört man «Enjoy The Ride» an. Es ist kein tiefertrauriges Weltschmerz-Album geworden, sondern eine schöne Pop-Platte mit «viel Lebensfreude», so Chevin. Die Songs sind in der alten Wahlheimat Neuseeland entstanden und sind mal funky, mal verträumt. Alleinst lassen sie Platz für die Stimme von Caroline Chevin, der man auch sehr gerne ihren Platz lässt. Es gibt die nachdenklicheren Momente auf der Platte schon, aber insgesamt geht bei «Enjoy The Ride» die Sonne öfter auf als unter.

«Ich verdanke viel meinem kleinen Sonnenschein, der jeden Morgen an meiner Seite erwacht und mich anstrahlt», sagt Chevin. Der Sonnenschein heisst Sohn Kian Traia Cassidy und ist 4½ Jahre alt. Er ist auch mit ein Grund, warum die Corona-Entscheidung nur halbwegs bei der Sängerin

angekommen ist: «Neben den Vorbereitungen für den Album-Release, welche auf Hochtouren laufen, will der kleine Mann auch unterhalten sein. Da wird die Nacht öfter mal zum Tag.»

Leben in der Coronakrise: Von Welle zu Welle

Jetzt schaut sie zwar positiv, aber auch mit wachsamen Augen auf das Pandemiegeschehen. Wie alle sei sie derzeit «auf einer Welle der Unsicherheit, der Ungewissheit, der Angst und dann geht es weiter auf die nächste Welle voller Hoffnung und Positivität», so Chevin. Auf eine weitere abenteuerliche Fahrt also. «Dass vieles nach dieser Krise nicht mehr gleich sein wird, davon bin ich überzeugt. Aber ich sehe es als Chance», sagt Chevin.

Michael Graber

Caroline Chevin: «Enjoy The Ride».